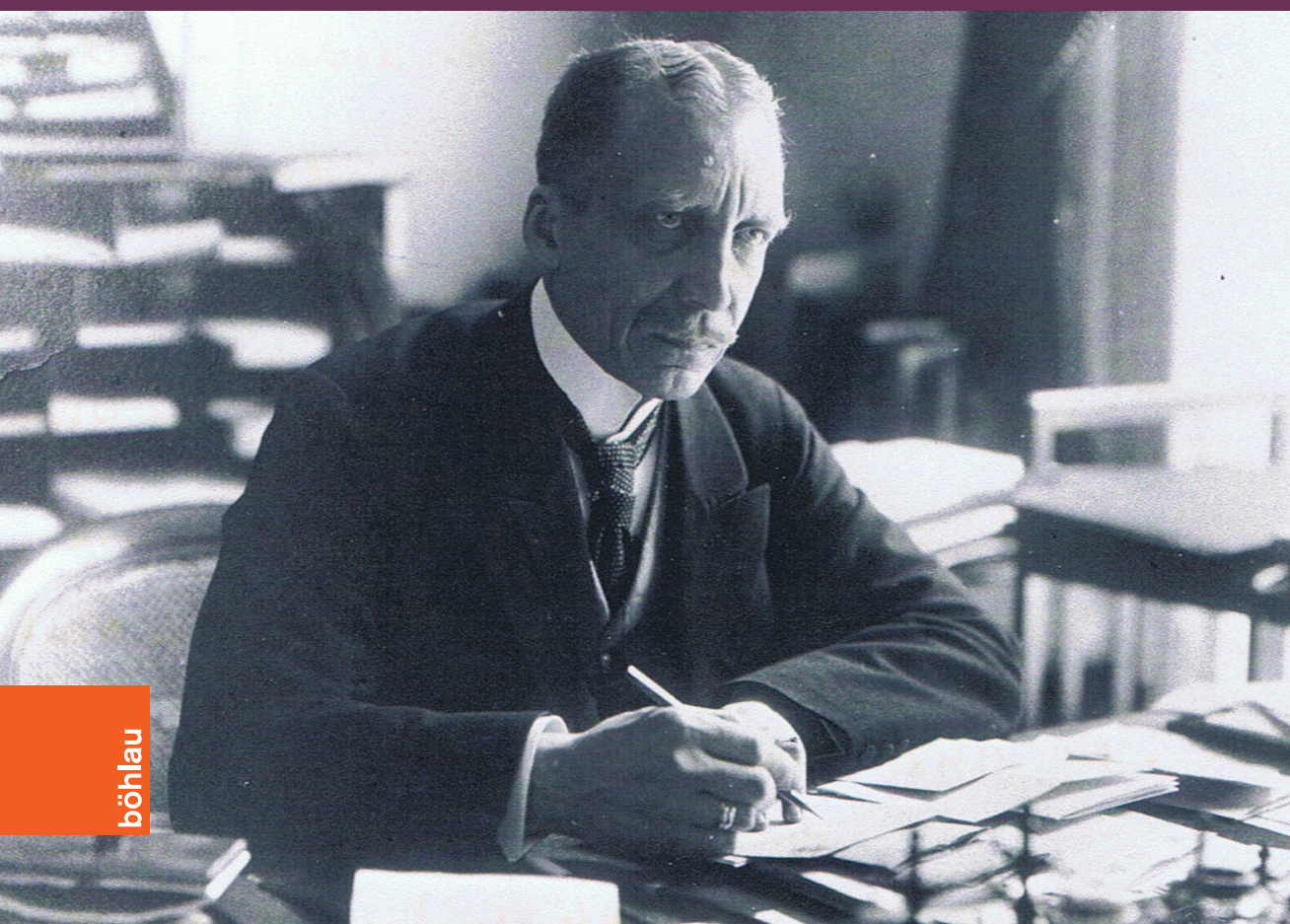


Friedrich Wilhelm von Loebell

Ein Leben gegen den Strom der Zeit (1855–1931)

Peter Winzen





Peter Winzen: Friedrich Wilhelm von Loebell (1855–1931)

Peter Winzen **Friedrich Wilhelm
von Loebell (1855–1931)** Ein Leben
gegen den Strom der Zeit

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

© 2019 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Lindenstraße 14, D-50674 Köln
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk und seine Teile sind urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen bedarf
der vorherigen schriftlichen Einwilligung des Verlages.

Umschlagabbildung: Archiv des Landkreises Cuxhaven/Kranichhaus, Signatur A 1634

Korrektur: Sara Zarutzki, Düsseldorf
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Satz: büro mn, Bielefeld

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-412-50183-9

**Für meine jüngsten Enkel
Hannes und Julian**

Inhalt

Vorwort	9
1 Der erste Lebensabschnitt (1855–1904)	13
Herkunft	13
Ausbildung	19
Landrat in Neuhaus an der Oste – eine preußische Mission	42
Landrat im Westhavelland – die ersten politischen Gehversuche	58
Parlamentarier in Berlin – ein politischer Probelauf (1898–1904)	88
2 Chef der Reichskanzlei (1904–1909): Bülow's rechte Hand	127
Die ersten Herausforderungen	127
Flottennovelle, Flüchtlingskrise, Revolutionsfurcht und finanzielle Kriegsbereitschaft	144
Bülow's Kollaps im Reichstag, Diäten, Kolonialskandale, polnischer Schulstreik und Reichstagsauflösung	151
Loebell als oberster Wahlkampfmanager	158
Die Krise im Deutschen Flottenverein	164
Karriereschub für den Kanzleichef?	167
Die Liebert-Affäre um den ‚Fall Peters‘	168
Die Novellierung des Börsengesetzes	171
Arbeitsschwerpunkte: Polenpolitik und Wahlrechtsreform	174
Das Ringen um das Reichsvereinsgesetz	180
Rückzugsgedanken	182
Die Novemberkrise 1908	184
Eine umfassende Reichsfinanzreform als große nationale Aufgabe	188
Privilegien für den Nationalen Arbeiterverein?	198
3 Im Wartestand (1910–1914)	201
Rückzug aus dem Staatsdienst, doch nicht aus der Politik	201
Für eine Intensivierung der Rüstungsanstrengungen	207
Staatssekretär für Elsass-Lothringen oder preußischer Innenminister?	214
4 Minister des Innern (1914–1917)	219
Die ersten Monate als Innenminister	219
Weltkriegsausbruch und Kriegszielfrage	221
Versorgungsengpässe	238
Kriegsauszeichnungen für Zivilisten?	244
Die Rätsel um den Ministererlass vom 6. Januar 1915	247
Erste Ansätze zur Lösung der preußischen Wahlrechtsproblematik	254
Ausweisungen unerwünschter Personen aus Preußen	260
Die Zukunft Belgiens und Polens	263

Wachsende Differenzen mit Bethmann Hollweg	268
Das Wiederaufflammen der preußischen Wahlrechtsdebatte	277
Der Sturz Bethmann Hollwegs	284
Zwischenruf: eine verpasste Chance?	295
5 Oberpräsident der Provinz Brandenburg (1917–1919)	299
Aufarbeitung seiner Demission und des Kanzlersturzes	299
Bülow als Nachfolger für Michaelis?	302
Dienst nach Vorschrift	307
Der Zusammenbruch	311
6 Präsident des Reichsbürgerrats (1919–1931)	317
Die Anfänge der Reichsbürger-Bewegung	317
Die Rolle des Reichsbürgerrats während des Kapp-Putsches	323
Kontakte mit der Reichsregierung und die Bremer Rede	328
Von der Beeinflussung der Gewerkschaftsbewegung bis zur Hindenburg-Wahl	334
Die letzten Jahre	346
Abbildungsnachweis	367
Quellen- und Literaturverzeichnis	368
Personenregister	386

Vorwort

Friedrich Wilhelm von Loebell (1855–1931) nimmt in der deutschen Geschichtsschreibung ein Mauerblümchendasein ein. In den einschlägigen Handbüchern zur deutschen und europäischen Geschichte findet er keine Erwähnung, und in der Memoirenliteratur taucht er nur gelegentlich als historische Randfigur auf. Selbst in dem Erinnerungswerk des scharfsichtigen wilhelminischen Topjournalisten Theodor Wolff wird Loebell, den Reichskanzler Bülow wiederholt als sein „politisches Gewissen“ bezeichnete, mit keinem Wort bedacht.¹ Lediglich in den Monographien über die preußische Wahlrechtsfrage nimmt er als preußischer Innenminister unter Bethmann Hollweg eine zentrale politische Rolle ein, allerdings nur als hartnäckiger und uneinsichtiger Blockierer aller demokratischen Bestrebungen.²

Vor diesem Hintergrund mag es auf den ersten Blick abwegig oder zumindest gewagt erscheinen, eine Biographie über diese Persönlichkeit zu schreiben. Doch schon die Resonanz auf die im Herbst 2016 in der Schriftenreihe des Bundesarchivs erschienene umfangreiche Dokumentation über das Leben und politische Wirken Loebells, der mit seinen märkischen Wurzeln und seiner erkonservativen Weltanschauung als typischer Wilhelminer gelten mag, hat gezeigt, dass mit einer solchen Biographie eine historiographische Lücke zu füllen ist.³ Loebell war nicht nur der engste und einflussreichste innenpolitische Berater des Reichskanzlers Bernhard von Bülow (1900–1909), er hat es auch verstanden, durch Fleiß, Umsicht und solide Fachkenntnisse das bis dahin eher stiefmütterlich verwaltete Amt eines Chefs der Reichskanzlei zu einer zentralen innenpolitischen Instanz zu machen; als Unterstaatssekretär (seit 1907) war er mächtiger als so mancher Staatssekretär und preußische Minister, deren Zugang zum Reichskanzler er kontrollieren durfte. Bülows Blockpolitik trug die unverkennbare Handschrift des Kanzleichefs, und während der für die Regierung erfolgreichen Hottentottenwahlen von 1906/07 leistete er als oberster Wahlkampfmanager Erstaunliches. Darüber hinaus war sein Büro in Krisenzeiten die Hauptanlaufstelle für Parteipolitiker, Journalisten und Diplomaten aus den Bundesstaaten, so vor allem während Bülows mehrmonatiger Krankheit im Frühjahr und Sommer 1906 und in den Tagen der durch die Daily-Telegraph-Affäre ausgelösten Novemberkrise von 1908. Nach Bülows Rücktritt im Juli 1909 schied er zwar auch für einige Jahre aus der aktiven Politik aus, beriet aber dessen Nachfolger Theobald von Bethmann Hollweg gelegentlich in rüstungspolitischen Fragen.

Den Weltkrieg begriff er – ganz im Sinne Bülows und des Marinestrategen Alfred von Tirpitz – als historisch einzigartige Chance, Deutschland durch Niederringung Englands (notfalls in einem zweiten großen Krieg) dauerhaft als Weltmacht zu etablieren. Mit diesem

1 Vgl. Bernd Sösemann (Hrsg.), Theodor Wolff. Die Wilhelminische Epoche. Fürst Bülow am Fenster und andere Begegnungen (Frankfurt a. M. 1989).

2 Vgl. Ludwig Bergsträßer, Die preußische Wahlrechtsfrage im Kriege und die Entstehung der Osterbotschaft 1917 (Tübingen 1929); Reinhard Patemann, Der Kampf um die preußische Wahlreform im Ersten Weltkrieg (Düsseldorf 1964).

3 Siehe die Rezensionen in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Nr. 96, 25. April 2017, S. 6 (Christoph Nübel, „Dem Strom der Zeit das Bett abgraben“) und im Archiv für Sozialgeschichte (online) 57, 28. 2. 2017 (Max Bloch, Köln).

vermeintlich hehren Ziel im Auge schaltete er sich als preußischer Minister des Innern schon in den ersten Kriegsmonaten in die Kriegszieldebatte ein, wobei er sich innerhalb der Reichsleitung bald als der führende Vertreter einer Ostorientierung profilierte. Dabei geriet er früh in Gegensatz zu seinem Freund und Förderer Bethmann Hollweg, dessen Linien er auch in der Frage der Neuorientierung der deutschen Innenpolitik durchkreuzte. Die Burgfriedenspolitik des Kaisers und der Bethmann-Administration trug er nur halbherzig mit, weil sie mit seinem lebenslangen, fast missionarisch anmutenden Kampf gegen die Sozialdemokratie, die er in seinen parlamentarischen Reden immer wieder als revolutionär sowie vaterlands- und gottlos geißelte, im Grunde nicht zu vereinbaren war. In der preußischen Wahlrechtsfrage trieb der Konflikt mit dem Reichskanzler im vierten Kriegsjahr schließlich einem katastrophalen, möglicherweise sogar kriegsentscheidenden Höhepunkt zu. In dieser von der Linken regelmäßig auf die Tagesordnung gesetzten Frage hielt er als zuständiger Ressortminister viel zu lange am antiquierten Dreiklassenwahlrecht fest. Als Bethmann Hollweg in der Julikrise von 1917 für Preußen das gleiche Wahlrecht durchsetzen wollte und dafür auch die Zustimmung des Kaisers und der Mehrzahl seiner Kabinettskollegen fand, initiierte Loebell eine Ministerrevolte gegen den Kanzler und bewirkte in einer kritischen Phase des Krieges dessen Sturz. Freilich musste auch Loebell seinen Hut nehmen, doch bis zum Kriegsende blieb das Dreiklassenwahlrecht als Symbol des Antimodernismus bestehen. Die Chance einer Revolution von oben, die die Monarchie vielleicht noch hätte retten können, war vertan, und die Destabilisierung des Kaisertums nahm nun erst recht immer bedrohlichere Formen an. Somit ergibt sich das tragisch-abstruse Bild, dass ausgerechnet ein Mann, der es sich zum Lebensziel gemacht hat, die Hohenzollerndynastie über alle Krisen hinweg am Leben zu erhalten und zu stärken, mit seiner rückwärts gewandten Haltung maßgeblich mit dazu beigetragen hat, der Monarchie den Todesstoß zu versetzen.

Während fast alle anderen kaiserlichen Minister nach der Novemberrevolution resigniert und von den neuen Machthabern verstoßen in der politischen Versenkung verschwanden, brachte es Loebell als Präsident des Reichsbürgerrats (seit Ende 1919) zu einem erstaunlichen politischen Comeback. Ihm gelang es, die durch die sozialistische Rätebewegung angestoßene außerparlamentarische bürgerliche Sammlungsbewegung so zu bündeln, dass sie in der Frühphase der Weimarer Republik zu einer vielbeachteten und mitgliederstarken Pressuregroup aufstieg. Während des Kapp-Putsches vom März 1920 zog er im Hintergrund die Fäden für eine friedliche Beilegung des Konflikts, und ein Jahr später wurde ihm an der Spitze einer sechsköpfigen Delegation des Reichsbürgerrats Gelegenheit gegeben, dem Reichskanzler Josef Wirth die Ziele seiner Organisation zu erläutern. Seine größte Stunde schlug nach dem überraschenden Ableben des Reichspräsidenten Friedrich Ebert (28. Februar 1925), als er ein Wahlbündnis der Rechtsparteien zur Verhinderung eines sozialdemokratischen Reichsoberhauptsschmiedens und als Vorsitzender des Reichsblocks für den zweiten Wahlgang den Weltkriegsheros Hindenburg als Kandidaten gewinnen konnte. Sein Kalkül, mit der Wahl des Generalfeldmarschalls die Phase der monarchischen Restauration einzuläuten oder doch zumindest eine Präsidialdiktatur zu erreichen, sollte freilich nicht aufgehen. Hindenburg hat ihn nicht, wie erhofft, in sein Beraterteam berufen. Loebell hat es auch nicht mehr erlebt, dass es Hindenburg war, der am 30. Januar 1933 Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannte und damit dem Nationalsozialismus, dem in den letzten Lebensjahren seine volle Sympathie galt, zum Siege verhalf.

Die vorliegende Studie basiert in der Hauptsache auf der Edition der Loebell-Papiere, die im Herbst 2016 in der Schriftenreihe des Bundesarchivs erschien.⁴ Zur Vertiefung der Lektüre wird in den Anmerkungen immer wieder auf die jeweils relevanten, dort zum Abdruck gebrachten und kommentierten Dokumente verwiesen (zit. als „Dok. Nr. x“). Zitate aus dem dort ebenfalls aufgenommenen Erinnerungswerk Loebells (Titel: „Ein Leben um Deutschlands Aufstieg und Wende“) firmieren im Anmerkungsapparat unter „Winzen, Loebell-Erinnerungen“. Gelegentlich musste auch auf Loebells Originalmanuskript zurückgegriffen werden, da bei der Edition der Erinnerungen auf Kürzungen nicht hatte verzichtet werden können. Bei der Abfassung der Studie konnte auf weitere archivalische Funde zurückgegriffen werden; als besonders ergiebig erwiesen sich für die Oberpräsidialzeit die Aktenbestände des Brandenburgischen Landeshauptarchivs in Potsdam. Förderlich war auch die systematische Auswertung des von der Familie von Loebell im Stadtarchiv Erfurt hinterlegten Splitternachlasses. Rätselhaft bleibt freilich weiterhin, weshalb die im Bundesarchiv Koblenz überlieferte Loebell-Korrespondenz erst mit dem Jahr 1904 einsetzt, als Loebell bereits im 49. Lebensjahr stand. Rückfragen bei verschiedenen Mitgliedern der Familie ergaben keine neuen Anhaltspunkte für die Lösung dieses Rätsels.⁵

An dieser Stelle habe ich den vielen Mitarbeitern der von mir genutzten Archive zu danken, die mir bei meinen Recherchen im Laufe der Jahre hilfreich zur Seite standen. Hervorzuheben ist dabei der im Brandenburgischen Landeshauptarchiv Potsdam tätige Archivar Frank Schmidt, der mir bei verschiedenen Anlässen ungemein wichtige und aufschlussreiche Hinweise gegeben hat. Großen Dank schulde ich dem Legationsrat im Auswärtigen Amt Dr. Ludwig Biewer, der mir Anfang der neunziger Jahre großzügig seine Unterlagen für eine geplante Loebell-Edition überlassen hat (darunter eine von ihm auf dem Berliner Autographenmarkt erworbene Denkschrift Loebells vom 26. Juni 1915). Zu danken ist auch Dr. Martin Kröger vom Politischen Archiv des Auswärtigen Amts, der alle meine Suchanfragen umfassend und kenntnisreich beantwortete, Dr. Edgar Büttner vom Bundesarchiv Koblenz, der mir die Erlaubnis gab, auf Teile meines „Nachworts“ zurückzugreifen, Dr. Uwe Czubatynski vom Domstiftsarchiv Brandenburg, der auf meine wiederholten Anfragen mit vielen weiterführenden Informationen reagiert hat, meinem Schwiegersohn Dr. Sven Schumacher, der die Illustrationen bearbeitete, Herrn Heiko Hesse, der mir das Foto vom Mai 1912 zur Verfügung stellte, Herrn Günter Kirchert vom Heimatverein Friesack und dem Ortschronisten aus Pritzerbe Jürgen Patzlaff für ihre wertvollen Hinweise aus der Lokalgeschichte und last but not least dem letzten noch lebenden Enkel unseres Protagonisten, Herbert von Loebell, der mir bereitwillig in allen Stadien der Abfassung meines Manuskripts Auskünfte über seine Familie gegeben hat.

Bergisch Gladbach, im März 2018.

4 Peter Winzen, Friedrich Wilhelm von Loebell. Erinnerungen an die ausgehende Kaiserzeit und politischer Schriftwechsel, Düsseldorf 2016 (Schriften des Bundesarchivs 75).

5 Vf. an Friedrich Wilhelm von Loebell (Enkel), 20. 7. 1987; Vf. an Herbert von Loebell, 20. 7. 1987; F.W. von Loebell an Dr. Ludwig Biewer/Auswärtiges Amt Bonn, 8. 10. 1992; Herbert von Loebell an Ludwig Biewer, 14. 10. 1992; F.W. von Loebell an Ludwig Biewer, 27. 11. 1992 („Alle Schriftstücke, Briefe, Entwürfe, die aus dem Nachlaß meines Großvaters noch im Besitz der Familie waren, sind dem Bundesarchiv übergeben worden, weitere Nachlaßpapiere in Privathand gibt es meines Wissens nicht“). Zuletzt noch mit ähnlichen Aussagen Herbert von Loebell an den Verf., 11. 3. 2018.

Im Juli 1870 Sekundaner – im Juli 1914 Minister.
Anfang und Höhepunkt meines Lebens,
Prolog und Peripetie des gewaltigen Dramas Deutschland,
an dem auch mir mitzuwirken bestimmt war.
(aus *Loebells Erinnerungen*, 1929)¹

1 Der erste Lebensabschnitt (1855–1904)

Herkunft

Friedrich Wilhelm Georg von Loebell wurde am 17. September 1855 als das jüngste von sechs Kindern² des damaligen Oberleutnants a. D. Robert von Loebell³ zu Kloster Lehnin⁴, das ein Jahr vor dem Ausbruch der Revolution von 1848 in den Besitz seines Vaters übergegangen war, geboren. Sein Geburtshaus war 1696 von dem Nachfolger des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm als Amtshaus errichtet worden und beherbergt seit 2005 das Museum des Klosters Lehnin. Seine Mutter Lilla (1825–1917), die 1842 den zehn Jahre älteren Robert von Loebell heiratete, war ebenfalls aus adeligem Hause, Tochter des Oberforstmeisters Karl August von Thümen und der Freiin Elise von Völderndorff. Das Verhältnis zu seinen Eltern muss ziemlich eng gewesen sein, denn in seinen Erinnerungen betont Loebell, dass ihm „die Liebe der Eltern, die mir in jungen Jahren oft schwere und mit Entsagung verbundene Opfer gebracht hat, sehr lange“ erhalten geblieben sei, „bis in den Beginn meiner politischen Laufbahn, und

-
- 1 Loebell, „Ein Leben um Deutschlands Aufstieg und Wende: Erinnerungen“, in: Peter Winzen (Hrsg.), Friedrich Wilhelm von Loebell. Erinnerungen an die ausgehende Kaiserzeit und politischer Schriftwechsel (Düsseldorf 2016), 21 (fortan zitiert als Winzen, Loebell-Erinnerungen).
 - 2 Nach den Aufzeichnungen Robert von Loebells waren diese in der Reihenfolge ihrer Geburt: Oswald (3. 5. 1844–9. 6. 1846), Elisabeth (*21. 7. 1847), Arthur Robert (*17. 9. 1848), Egon (*30. 3. 1850), Olga (*7. 8. 1851) und Friedrich Wilhelm (getauft am 20. 10. 1855). Stadtarchiv Erfurt, NL Robert von Loebell, 5/110 L 4–50, Nr. 6.
 - 3 Karl Hermann Robert von Loebell (1815–1905), schied 1847 als Premierleutnant aus dem Armeedienst aus, um das Klostergut Lehnin zu verwalten; erhielt 1855 das Kreuz der Ritter des Königlich Hohenzollernschen Hausordens; 1870 Rittmeister, 1902 Major. Ausführlicher Lebenslauf in Robert von Loebell, Zur Geschichte der Familie von Loebell (Berlin 1895), 32 f.
 - 4 Ehemaliges Zisterzienserkloster, 1180 vom Markgrafen Otto I. aus dem Hause der Askanier gestiftet; 1262 Einweihung der Stiftskirche, einer romanischen Pfeilerbasilika; größte Blüte unter dem letzten Abt Valentin (1509–1542); Verfall während der Reformationswirren; vom Großen Kurfürsten als Jagdschloss benutzt; 1871–1877 Wiederaufbau der romanischen Backsteinbasilika durch den Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen; 7. 7. 1911 Grundsteinlegung zur Errichtung des Luise-Henrietten-Stifts, eines evangelischen Diakonissen-Mutterhauses. Erhalten sind neben der Kirche noch Kapitelsaal und Kreuzgang, Abtshaus („Königshaus“, 15. Jh.), „Falkonierhaus“ (15. Jh.) und Kornhaus (14. Jh.). Vgl. Franz Goerke (Hrsg.), Die Mark Brandenburg in Farbenphotographie (Berlin 1913), 71–74. Ausführliche Darstellung der Geschichte des Klosters von August Trinius, „Märkische Streifzüge“ (Minden 1887), in: Chr. Muff, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten, Untersekunda, 19. Aufl., Berlin 1917, 69–74.



1 Ruine der Klosterkirche von Lehnin. Aufnahme vor 1870.

war nächst dem eigenen Wunsch sehr oft die entscheidende Triebkraft, die mich wieder in ihre Nähe und ihre Heimat zog“.⁵

Loebells Vorfahren kamen ursprünglich aus Schlesien. Die erste urkundliche Erwähnung des Geschlechts „von Leubell“ stammt aus dem Jahr 1290. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts folgte ein Georg von Loebell, Erbsass auf Doberau und Soritz in Schlesien, dem Hilferuf des Deutschen Ordens und verblieb 1454 als Ordenshauptmann zu Wartenburg in Kurland. Damit wurde er zum „Stammvater“ des kurländischen Zweigs der Familie, dem Loebell entstammte. Mitte des 17. Jahrhunderts erwarben die Loebells das Indigenat, d. h. die formelle Anerkennung der Gleichberechtigung mit dem eingesessenen Adel im Herzogtum Kurland und später im Königreich Polen. Dennoch vermochte die Familie, wie Loebell in seinen Erinnerungen nicht ohne Stolz hervorhob, sich „durch und durch deutsch [zu] erhalten“⁶, weil es zur Familienmaxime gehörte, sich nur mit Frauen aus alten deutsch-baltischen Adelsgeschlechtern zu vermählen. Jenes im Jahr 1645 erlangte kurländische Indigenat der Familie,

⁵ Vgl. Winzen, Loebell-Erinnerungen, 6.

⁶ Ibid., 7.



2 Loebells Geburtsstätte – die Ostfassade des 1696 erbauten Amtshauses des Klosters Lehnin, das seit 2005 ein Museum beherbergt. Foto aus den 1920er Jahren.

das 1795 von der russischen Kaiserin Katharina II. und 1856 von Kaiser Alexander II. bestätigt wurde, bildete die Grundlage für den von Robert von Loebell 1883 an das Königliche Heroldsamt in Berlin eingereichten Antrag, „auf Grund einer Reihe von überreichten Urkunden und anderen Schriftsätzen anerkennen zu wollen, daß die Familie von Loebell (von Leubell gen. von Loebell) das Recht habe, den Freiherrn-Titel zu führen“. Das Heroldsamt wies dieses Ansinnen freilich zurück mit der Begründung, „daß in diesem Privilegium nur eine Gleichstellung des eingesessenen Adels mit den Polnischen Baronen und Edelleuten in Bezug auf *politische* Rechte erblickt werden könne“, nicht aber eine standesgemäße Gleichstellung. Als der jüngste Sohn 1897 in seiner Eigenschaft als Landrat in Rathenow den Antrag seines Vaters wiederholte und mit einer zusätzlichen Urkunde aus dem Jahre 1676 den Anspruch der Familie auf einen Freiherren-Status zu untermauern suchte, beschied das Berliner Heroldsamt erneut abschlägig.⁷

Der Grundbesitz der baltischen Loebells war offenbar nicht groß genug, um allein von den land- und forstwirtschaftlichen Erträgen leben zu können. So traten die Söhne in der Regel in fremde Heere als Offiziere ein, vorzugsweise in das preußische Heer. Wie aus alten Familienaufzeichnungen hervorgeht, gingen die Minderbemittelten aus dem baltischen Adel nach Russland und Preußen, die Reichen nach Sachsen und ein geringerer Teil auch nach Frankreich. Zu den Minderbemittelten gehörte wohl auch Loebells Urgroßvater Carl Ernst

7 Vgl. Friedrich Wilhelm v. Loebell an seinen Vater Robert, 12. I. 1897; Stadtarchiv Erfurt, NL Robert v. Loebell, 5/110 L 4–45, Nr. 6.

Adam von Loebell (1740–1789), der sich in Preußen als Leutnant verdingte und bei seinem frühen Tod in Kurland vierzehn Kinder hinterließ. Er war der letzte des baltischen Zweigs der Loebells.

Eine große Karriere im preußischen Heer machte Loebells Großvater Carl Georg von Loebell, der – als siebenter von seinen vierzehn Geschwistern – 1787 im Alter von zehn Jahren auf das Kadettenkorps nach Berlin kam und 1794 mit siebzehn Jahren als Fahnenjunker in das damalige Kürassierregiment von Quitzow eintrat, das Stammregiment der späteren Brandenburgischen Kürassiere. Als Leutnant erlebte er die verheerende Niederlage der preußischen Armee bei Jena und Auerstedt, als Regimentskommandeur nahm er in der Völkerschlacht bei Leipzig entscheidenden Anteil an dem siegreichen Gefecht bei Liebertwolkwitz, wofür er das Eiserne Kreuz I. Klasse erhielt. Vier Jahre später wurde er zum Brigadekommandeur in Erfurt ernannt, wo er die dortige Division fast zwei Jahrzehnte kommandierte. Er starb im Alter von 64 Jahren als Generalleutnant und Kommandant von Berlin.

Loebells Großmutter Emilie brachte zwar als Tochter des Königlich preußischen Amtrats und Oberamtmanns Johann Uebell bürgerliches Blut in die Familie, doch war sie auch der Ausgangspunkt für eine enge Liierung der Loebells mit dem Hohenzollernhaus. In ihrer Jugend war sie in Paretz, das ihr Vater als Pächter der königlichen Domäne verwaltete, die Spielgefährtin des späteren Königs Friedrich Wilhelm IV. (1840–1858) gewesen. Im Loebellschen Familienbesitz befinden sich noch mehrere eigenhändige Briefe des Königs, der seinen Thron 1858 wegen einer infolge einer schweren Krankheit eingetretenen geistigen Behinderung an seinen jüngeren Bruder Wilhelm I. abtreten musste, an seine Jugendfreundin Emilie.⁸ Loebells Vater konnte die Verbindungen mit dem Hohenzollernhaus weiter vertiefen. Dabei kam ihm zugute, dass das 1847 nach seinem Ausscheiden aus dem Armeedienst erworbene Gut Lehnin in der Nähe der Manövergebiete in der Zauche lag und sich als geeignetes Absteigequartier für die Mitglieder des preußischen Königshauses erwies. Davon zeugt beispielsweise ein Brief, den Prinz Friedrich Wilhelm (1831–1888), der nachmalige Kaiser Friedrich III., 1851 an Robert von Loebell richtete: „Mit Freude denke ich immer noch an die Manövertage zurück, wo ich das Vergnügen hatte, bei Ihnen und Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin wohnen zu können. Empfangen Sie hiermit nochmals meinen wärmsten Dank für die freundliche Aufnahme, die ich bei Ihnen gefunden, und seien Sie gewiß, daß ich sehr gern einmal wieder jene angenehmen Orte besuchen werde, wo so manche Freude mir zu Theil wurde.“⁹ Aber auch über die alljährlichen Manövertage in der Zauche hinaus blieben die Kontakte zum Hohenzollernhaus eng. So erhielt Loebells Vater im Mai 1856 folgenden Dankesbrief für seine Glückwünsche zur Verlobung des Prinzen: „Ich konnte nicht mehr von Potsdam aus Ihnen meinen besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche zu meiner Verlobung mit der Kronprinzessin von Großbritannien aussprechen und war genöthigt, es bis hier aufzuschieben. Seien Sie versichert, daß ich der aufrichtigen Theilnahme Ihrer und Ihrer Frau überzeugt bin und daß es mich freut, gerade von hier aus, wo ich so glückliche Tage in der Nähe meiner heißgeliebten Braut zubringe, in die Heimath dankend schreiben zu können, da ich weiß, daß mit so vielem auf-

8 Vgl. Winzen, Loebell-Erinnerungen, 8 u. 11.

9 Prinz Friedrich Wilhelm an Robert von Loebell, Bonn, 30. 10. 1851; *ibid.*, 10. Orig. in Stadtarchiv Erfurt, NL Robert v. Loebell, 5/110 L 4 – 56, Nr. 74.

richtigen Antheil dieses für mich so wichtigen Schrittes daselbst gedacht wird.“¹⁰ Demnach war es nur folgerichtig, dass Prinz Friedrich Wilhelm die Patenstelle für den jüngsten Spross der Lehninschen Loebell-Familie übernahm. Etwa zur gleichen Zeit erhielt Robert von Loebell das Kreuz der Ritter des Königlichen Hohenzollernschen Hausordens.

In seinen Erinnerungen verweist Loebell mit Genugtuung auf seine engen Bande mit dem Königshaus und insbesondere mit Friedrich III.: „Ich bin auch auf seinen Namen getauft, habe mich Zeit seines Lebens seines besonderen Wohlwollens erfreut und verdanke dieser Beziehung auch meine spätere Ernennung zum Kammerherrn.“¹¹ Mit elf Jahren durfte er im Frühjahr 1866 in den Gemäuern des sagenumwobenen Klosters Lehnin sogar welthistorische Luft schnuppern, als die Manövertage in der Zauche die Herrscher Mittel- und Osteuropas (König Wilhelm I., Kaiser Franz Joseph von Österreich und Zar Alexander II.) nach Lehnin führten. Man darf annehmen, dass Loebells Vater seinen Kindern bei dieser Gelegenheit von jenen Tagen erzählte, als er als Regimentsadjutant der brandenburgischen Kürassiere mehrfach Ordinanzauffizier bei dem Vorgänger Alexanders II., dem Zaren Nikolaus I. (1825–1855) gewesen war, und mit „Wehmut“ auf das „glänzende politische Einvernehmen“ verwies, „das damals noch zwischen Preußen und Russland bestand“ und seine Wurzel in dem am 27./28. Februar 1813 in Kalisch gegen Napoleon I. geschlossenen Bündnis zwischen Russland und Preußen hatte. In Erinnerung an die erfolgreiche preußisch-russische Waffenbrüderschaft während der Befreiungskriege, so Loebell in seinen Memoiren, habe 1835 vor den Toren Brandenburgs und Lehnins ein großes gemeinsames Parademanöver preußischer und russischer Truppen und eine Begegnung der beiden Monarchen stattgefunden. In einer Kabinettsorder an den Befehlshaber der preußischen Truppen habe der König damals an die glorreiche Zeit erinnert, „wo preußische Feldherren russische und russische Feldherren preußische Truppen führten“. „Daß unsere unglückliche und unstete Politik“, so Loebell weiter, „uns 60 Jahre danach vom Wege der Freundschaft mit Russland trennte, betrachte ich als einen schweren Fehler und als den Anfang vom Ende unserer stolzen Machtstellung in der Welt.“¹²

Loebells Vater hat sich zwar nie aktiv in die preußische Politik eingeschaltet, doch war er während der Revolutionswirren 1848/49 indirekt an wesentlichen politischen Weichenstellungen beteiligt. So gehörte er 1848 zu den Mitbegründern der „Neuen Preußischen Zeitung“ (Kreuzzeitung), die sich als Hort des preußischen Konservatismus verstand. Viele Vorbesprechungen der Gründungsmitglieder fanden in Lehnin im Beisein des Vaters statt, der Zeit seines Lebens ein treuer Anhänger und Leser des rechtskonservativen Blattes blieb. Auch trat er im Jahre 1849 im Wahlkreis Zauch-Belzig erfolgreich für die Wahl des damals noch unbekannten Otto von Bismarck in die Zweite Kammer des preußischen Landtags ein, wofür dieser ihm aus Dankbarkeit ein signiertes Bild von sich übersandte. Die beiden Revolutionsjahre hätten aber auch beinahe das frühe Aus für seine Gutsherrentätigkeit bedeutet. Infolge der politischen und sozialen Wirren der Zeit brach nicht nur der Absatz an landwirtschaftlichen Produkten ein, sondern auch derjenige der zum Gut Lehnin gehörigen

10 Prinz Friedrich Wilhelm an Robert von Loebell, Osborne/ Insel Wight, 25. 5. 1856; abgedr. in R. v. Loebell, Zur Geschichte der Familie von Loebell, 19. Orig. in Stadtarchiv Erfurt, NL Robert v. Loebell, 5/110 L 4 – 56, Nr. 84.

11 Vgl. Winzen, Loebell-Erinnerungen, 11.

12 Ibid., 9.

Ziegeleibetriebe, die einen großen Teil der Rentabilität des Klostergrundbesitzes ausmachten. Eigentlich hätte Robert von Loebell die Ziegeleibetriebe stilllegen müssen, weil die Preise für die Ziegel unter die Produktionskosten gesunken waren, doch entschied er sich für die Fortführung der Betriebe, „um“ – wie Loebell und seine Nachfahren behaupten – „eine drohende Radikalisierung der Arbeiter zu verhindern, ihnen das Brot nicht zu nehmen und dadurch gleichzeitig der Sache der Krone zu dienen“.¹³ Ob bei dieser Entscheidung das Privatinteresse oder die Sorge für das Allgemeinwohl den Ausschlag gab, muss hier offen bleiben. Fest scheint allerdings zu stehen, dass Loebells Vater sich damit die Zuneigung seiner Arbeiter verdiente. Auf dem Höhepunkt der Revolutionswirren folgten sie ihm denn auch bereitwillig, als er an der Spitze einer Arbeiterdeputation aus Lehnin nach Berlin zog, um dem König zu huldigen. Diese königstreue Aktion in schwieriger Zeit brachte ihm den Dank des preußischen Königs und den Hausorden der Hohenzollern ein.

Mit der Übernahme des Rittergutes Kloster Lehnin hatte Robert von Loebell wohl die Absicht verbunden, seine Familie, wie früher im Kurland, nun in der Mark Brandenburg in der Nähe des Herrscherhauses ansässig zu machen. Tatsächlich habe Lehnin, so schreibt Loebell in seinen Erinnerungen, „alle Reize und Eigenschaften besessen, die es für einen neuen Stammsitz besonders geeignet machten. Ich verlebte mit meinen vier Geschwistern dort eine sehr schöne Jugendzeit. Die alten Ruinen bildeten herrliche Spielplätze, ebenso zwei große Parks, von denen der eine mit uralten Linden der Conventgarten hieß, während der andere zur ehemaligen Abtei gehört hatte und von dem man erzählt, dass hier einst ein kurfürstliches Schloss gestanden habe. Auf Schritt und Tritt wurde die kindliche Phantasie von Geschichte und Sage belebt, um deren uralte Zeugen sich unsere täglichen Spiele bewegten. Die Klostergebäude waren zum Teil noch erhalten, die Kirche selber war eine notdürftig bedachte Ruine, von der die ältesten, rein romanischen Mauerteile noch standen.“ Zu Füßen des Altars, der später in den Brandenburger Dom überführt wurde, „hatten einst elf askanische Markgrafen ihre letzte Ruhe gefunden und auch drei Hohenzollernsche Kurfürsten haben jahrzehntelang hier geruht“. Selbst ein Meisterdichter wie Theodor Fontane sei von dem Zauber Lehnins höchst fasziniert gewesen.¹⁴ Der Traum vom Loebellschen Stammsitz ließ sich aber letztlich nicht realisieren. Zu groß waren auf Dauer die wirtschaftlichen Schwierigkeiten auf dem Klostergrundbesitz. Hinzu kam, dass Loebells zweiter, kaum zwanzigjähriger Bruder Joachim Egon, der augenscheinlich die Gutsnachfolge antreten sollte, im deutsch-französischen Krieg bei Gravelotte fiel (18. August 1870). So verkaufte Robert von Loebell gleich nach seiner Rückkehr aus dem Einigungskrieg, in dem er als Rittmeister und Führer eines Sanitätsdetachements diente, das Klostergrundbesitz und zog mit seiner Familie nach Brandenburg.

13 Ibid., 12. Heiko Hesse, „Ein Denkmal für den Retter vom Kloster Lehnin“, *Märkische Allgemeine*, 17. 3. 2007 (Herbert von Loebell zitierend).

14 Winzen, Loebell-Erinnerungen, 10. Vgl. auch Theodor Fontane, *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*, Bd. 3: Havelland (München 1971), 70–71.



3 Ritterakademie zu Brandenburg um 1850.

Ausbildung

Der Patriarch Robert von Loebell setzte für seine drei Söhne frühzeitig die jeweiligen Ausbildungsziele fest: Sein ältester Sohn Arthur sollte die Offizierslaufbahn beschreiten (er brachte es tatsächlich zum Generalleutnant), Joachim Egon in die Fußstapfen seines Vaters als Landwirt treten und Friedrich Wilhelm die höhere Verwaltungslaufbahn anstreben. „Ich selbst“, schrieb Loebell in seinen Erinnerungen, „bin der erste in meiner Familie gewesen, der nicht Soldat oder Landwirt wurde. Ich entsinne mich nicht mehr, wann die Entscheidung über meinen zukünftigen Beruf fiel, aber sie muss schon sehr früh erfolgt sein, denn es galt immer als ausgemacht, dass ich studieren sollte. Es war der besondere Wunsch meines Vaters, und ich fügte mich selbstverständlich und gern, um so mehr, weil bereits früh in mir die Neigung für die Verwaltungslaufbahn geweckt war.“ Dass der Vater, „der patriarchalischen Zeit entsprechend“, bei der Berufswahl seiner Söhne das alleinige Sagen hatte, fand Loebell auch in der Rückschau ganz in Ordnung, ging er doch davon aus, dass sein Vater sich dabei vornehmlich von dem Gesichtspunkt habe leiten lassen, „wie diese nach Art ihrer Anlagen und ihrer Neigung am besten dem Staat und dem König dienen konnten“.¹⁵

Dem Wunsch seines Vaters entsprechend erlernte Friedrich Wilhelm die „Anfangsgründe der Wissenschaft“ gemeinschaftlich mit den Kindern der Dorfbewohner in der Dorfschule zu

¹⁵ Winzen, Loebell-Erinnerungen, 15.



4 Friedrich Wilhelm von Loebell als Zögling der Ritterakademie zu Brandenburg. Foto von Ostern 1867.

Lehnin. Zur Vorbereitung auf das Gymnasium erhielt er dann allerdings bald Hausunterricht. Dabei erwies er sich als „ein ganz guter Schüler“, wenngleich sein Hauslehrer, der sich mehr in der Kneipe als in der Schulstube aufgehalten habe, sich nicht gerade die Bestnote verdiente. Immerhin gelang es dem „verbummelten Genie“, den Zögling doch so gut vorzubilden, dass dieser im Alter von zehn Jahren die Quarta des Vollgymnasiums der Ritterakademie zu Brandenburg als Alumne beziehen konnte. Auf dieser 1704 gegründeten Anstalt, der ein Alumnat angegliedert war, wurden die meisten Söhne des märkischen Adels erzogen. Träger der Ritterakademie war der Ritterschaftliche Verband der Kurmark, der sich nicht nur durch die Beiträge der meist adeligen Gutsbesitzer, sondern auch durch staatliche Zuschüsse finanzierte. Dafür musste das Gymnasium aber auch bürgerliche Schüler als Hospiten aufnehmen, was seit 1844 geschah, wenn auch zunächst nur zögernd. Zwischen adeligen Alumnen und bürgerlichen Hospiten, die dem Schulbetrieb meist nur am Vormittag beiwohnten, scheint ungeachtet aller späteren Beschönigungsversuche eine tiefe Kluft bestanden zu haben. Die Pausen verbrachten sie getrennt (bis 1931!), und es bestand (bis 1917) „die merkwürdige Sitte, daß Zöglinge und Hospiten sich bis Obertertia einschließlic duzten, danach plötzlich Sie

zueinander sagten“.¹⁶ Loebell musste in seiner Verteidigungsschrift von 1875 zugeben, dass der Verkehr zwischen adeligen und bürgerlichen Schülern „naturgemäß“ kein „intimer“ gewesen sei, der „ja nur zwischen Menschen erwachsen“ könne, „die in fortwährender Lebensgemeinschaft eine Reihe von Jahren zusammen sind. Eine solche Gemeinschaft besteht aber zwischen Alumnern und Hospiten auch anderer Anstalten nicht; jeder Verkehr zwischen ihnen muß sich beschränken auf die Schulzeit, kann sich nicht auf die Freizeit erstrecken. Dies liegt schon darin, daß die Freistunden der Alumnern genau geregelt sind, während natürlich die Hospiten dieselben nach der Bestimmung ihrer Eltern oder sonstigen Angehörigen verwenden können. So sind außerhalb der Klassenräume die Alumnern auf sich selbst angewiesen und im natürlich regeren Verkehr unter einander, als mit den Hospiten, mit denen sie eben nur 6 Stunden des Tages zusammenkommen.“¹⁷ Loebells Freunde rekrutierten sich denn auch ausschließlich aus dem märkischen Adel. Aus der Freundschaft fürs Leben entwickelten sich in der spätwilhelminischen Zeit sogar bestimmte Seilschaften am Hof, im Heer, in der Politik und auf der höheren Verwaltungsebene, die ihre Wurzeln in den gemeinsamen Schülertagen auf der Brandenburger Eliteakademie hatten. Jenen Sachverhalt hat Loebell indirekt in seinen Erinnerungen bestätigt, indem er zu diesem Thema ausführte: „So gewann ich dann auch bald gute Freunde und lernte später den einen der großen Vorzüge der Ritterakademie kennen, den jeder von ihr mit ins Leben nahm: dass ich mit denen mein ganzes Leben lang eng verbunden blieb, die einst die Schulbank zusammengeführt hatte.“¹⁸

Die Lebensbedingungen im Alumnat waren eher spartanisch. Das Essen war nicht besonders reichhaltig, die Schlafräume glichen denen alter Jugendherbergen (8–10 Betten pro Schlafzimmer), beim Aufstehen und Zubettgehen herrschte militärischer Drill. Kleinste Vergehen wurden hart bestraft. Der Wohnkomfort hielt sich in Grenzen, waren die Räume des Alumnats doch in einem uralten Gebäude untergebracht, dessen meterdicke Mauern im Mittelalter ein Prämonstratenserkloster beherbergt hatten. Die kärglich ausgestatteten Wohn- und Arbeitsräume befanden sich im ersten Stock: Sie ruhten auf einem Kreuzgang und anderen alten Klostergewölben im Erdgeschoss, mit denen die Brandenburger Domkirche unmittelbar in Verbindung stand. Angesichts dieser „rauen“ Lernstätte war es kein Wunder, dass dem zehnjährigen Loebell die Trennung vom Elternhaus sehr schwer fiel und er in der ersten Zeit an Heimweh litt: „Briefe aus dieser Zeit an meine Eltern lassen in meiner Erinnerung heute die traurigen Tage wieder erstehen, aber sie waren doch eine sehr lehrreiche Prüfung auf Disziplin und auf Pflichtgefühl.“ Immerhin musste der Vater für seinen jüngsten Sohn jährlich etwa 400 Taler an den Träger der Ritterakademie entrichten, was ungefähr der Hälfte des Jahresgehalts eines ordentlichen Lehrers entsprach. Rückschauend konnte Loebell ein positives Fazit aus seinen ersten Akademiejahren ziehen: „Ich musste mich durchsetzen und es gelang mir, obgleich ich nicht nur bei weitem der jüngste der neu eingestellten Zöglinge, sondern auch aller anderen war.“¹⁹

16 Bussche, Ritterakademie zu Brandenburg, 112.

17 F.W. v. Loebell, „Auch ein Wort für die Ritterakademie zu Brandenburg“, *Neue Preussische Zeitung*, Nr. 130, 8. 6. 1875, Beilage.

18 Winzen, Loebell-Erinnerungen, 20.

19 Ibid., 19 f; Bussche, Ritterakademie zu Brandenburg, 252 ff.

Als Loebell im Frühjahr 1866 die Ritterakademie bezog, war er einer von 54 Zöglingen, denen 96 Hospiten gegenüberstanden. Das Lehrpersonal der Eliteschule bestand aus elf Köpfen, angeführt vom langjährigen Direktor Professor Dr. Ernst Köpke (1856–1883) und drei promovierten Oberlehrern, denen ein ordentlicher Lehrer, drei Adjunkten und drei Fachlehrer (für Gesang, Kunst und Tanz/Fechten) zur Seite standen.²⁰ Mit dem Namen Köpke war ein verheißungsvoller Neuanfang verbunden, denn die Brandenburger Eliteschule hatte 1849 ihre Pforten schließen müssen. Zwar war im Revolutionsjahr 1848 der von vielen befürchtete Sturm revolutionärer Verbände auf die Anstalt ausgeblieben, doch die schon im Vormärz hin und wieder zu beobachtende Diskussion über die Berechtigung der Eliteakademie entbrannte während der Revolutionswirren neu. Als der preußische Finanzminister David Hansemann die staatlichen Zuschüsse für die „unzeitgemäße Standesschule“ strich, löste sich die Ritterakademie selbst auf, denn die kurmärkische Ritterschaft sah sich nicht in der Lage, jene Zuschüsse zusätzlich zu übernehmen. So blieb die Anstalt von 1849 bis 1856 geschlossen und wurde erst am 21. Oktober 1856 vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV. wieder eröffnet. Bei den Eröffnungsfeierlichkeiten waren nicht nur sämtliche Mitglieder der Königsfamilie anwesend, sondern auch die führenden Kabinettsmitglieder und die Spitzen der preußischen Armee. Angesichts der damals „spärlichen Schülerzahl (12 Zöglinge und 11 Hospiten) mutet dieser Aufwand seltsam an, doch offenbar wollte der König vor der Öffentlichkeit demonstrieren, dass die preußische Krone großen Wert auf die Erhaltung und Förderung einer monarchietreuen Kaderschmiede für Politik und Gesellschaft legte. Bezeugt ist, dass der König die Zöglinge, die vor ihm aufgestellt waren, mit einem „Guten Morgen, Junker!“ begrüßte, sich nach ihren Namen erkundigte und mit jedem kurz plauderte. „Keine öffentliche oder vergleichbare Internats-Schule“, so die Beobachtung eines Historikers, „hat jemals einen solchen Beweis königlicher Verbundenheit erfahren können.“²¹

In der Zeit des preußischen Verfassungskonflikts 1861/62 schien der gerade wieder hell aufleuchtende Stern der Ritterakademie dennoch zu verblassen, als innerhalb der liberalen Mehrheit des preußischen Abgeordnetenhauses die Stimmen, welche die Aufhebung der Staatszuschüsse für die Eliteschule forderten, immer lauter wurden. Ein entsprechender Beschluss des Abgeordnetenhauses im Rahmen der Budgetverhandlungen wurde allerdings durch das Preußische Herrenhaus torpediert, das in einer Resolution die Königliche Staatsregierung aufforderte, „den Zuschuss von 5.400 Talern für die Ritterakademie solange als dauernden zu betrachten, als nicht im Wege der Verhandlungen mit der beteiligten Ritterschaft über das Fortbestehen oder eine anderweitige Organisation der Anstalt etwas anderes beschlossen werde“.²² Damit war der Angriff auf das Fortbestehen der Ritterakademie abgewehrt worden, und die Schülerzahlen (1861 bestand die Schule nur noch aus 21 Zöglingen und acht Hospiten, was gegenüber 1858 eine Abnahme von über 60 % bedeutete) stiegen in den folgenden Jahren beständig. Der Beitrag, den die insgesamt 851 Rittergüter der Kurmark für die Unterhaltung der Ritterakademie zu leisten hatten, blieb weit hinter den staatlichen Zuschüssen zurück. Am 11. Februar 1871 beschloss der „Convent der ritterschaftlichen Abgeordneten der Kurmark zur

20 Vgl. Einladung der Ritter-Akademie zu Brandenburg zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs, XI (Brandenburg 1867), S. 51.

21 Bussche, Ritterakademie zu Brandenburg, 107–111.

22 Ibid., 112.

Bestreitung der Unterhaltskosten der Ritter-Akademie Brandenburg a. H. für das Jahr 1871 die Aufbringung der Summe von 1000 Thalern“. Laut einem Runderlass des Oberpräsidiums in Potsdam mussten die 15 Landräte in der Kurmark die Beiträge der Rittergutsbesitzer einziehen und „portofrei“ an die Kasse der Ritterakademie abführen.²³

Wie sah nun Loebells Schüleralltag aus? Nach der damaligen Schulordnung mussten Quarta, Tertia, Sekunda und Prima jeweils zweimal durchlaufen werden. Damit konnte Loebell das Abitur frühestens nach acht Jahren, also Ostern 1874, ablegen. Für alle Klassenstufen waren maximal 35 Wochenstunden angesetzt. In der Tertia entfiel mehr als die Hälfte aller Stunden auf die drei Fremdsprachen Lateinisch (10), Griechisch (6) und Französisch (3). Jeweils zwei Stunden wurden die Fächer Religion, Deutsch, Geschichte, Naturkunde und Gesang unterrichtet. Mathematik beanspruchte vier Wochenstunden, für Geographie und Zeichnen (landschaftliche Darstellungen, Teile des menschlichen Körpers und Köpfe) wurde jeweils eine Stunde veranschlagt. Auffallend ist, dass in keiner Klassenstufe die Weltsprache Englisch angeboten wurde, auch nicht fakultativ. In den Lehrplänen wurden zwar hin und wieder Shakespeares Dramen berücksichtigt, aber nur im Rahmen des Deutschunterrichts, also in deutscher Übersetzung. Ansonsten standen im Fach Deutsch die Werke Schillers und Goethes im Vordergrund. In der Tertia gehörte die Lektüre von Schillers *Jungfrau von Orleans* zum Pflichtpensum, ebenso die Besprechung und Deklamation von Gedichten. Der Deutschlehrer war auch angehalten, „freie, zum Theil von den Schülern selbst ausgearbeitete Vorträge“ entgegenzunehmen und zu beurteilen. Im Lateinunterricht der Tertia stand die Lektüre von Caesars *Bellum Gallicum* und der *Metamorphosen* des Ovid im Mittelpunkt; dabei wurden längere Stellen auswendig gelernt. Wöchentliche unangekündigte Klassenarbeiten (Extemporalien) erlaubten eine ständige Überprüfung des Lernfortschritts und Absicherung des Erlernten. Auch im Griechischunterricht wurden „passende Abschnitte auswendig gelernt“, und neben den zahlreichen „Exercitien“ (schriftliche Hausarbeiten) war „wöchentlich ein Extemporale“ an der Tagesordnung. Während in der Quarta im Sommer die Götter- und Heroensagen des klassischen Altertums und im Winter die brandenburgisch-preußische Geschichte bis 1815 thematisiert wurden, behandelte man in der Tertia die deutsche Geschichte von der Germanenzeit bis zum Wiener Kongress. Außerdem wurden in beiden Jahrgangsstufen „die wichtigsten Jahreszahlen aus der allgemeinen Weltgeschichte gelernt“.²⁴

In der Prima standen die Fremdsprachen (mit 19 von 35 Wochenstunden) weiterhin im Mittelpunkt des Lerngeschehens. An der Spitze stand das Abiturfach Latein mit acht Unterrichtsstunden, gefolgt von Griechisch mit sechs, Französisch mit drei und Hebräisch mit zwei Stunden. In den beiden klassischen Altsprachen stand das Memorieren von ausgewählten Textstellen im Vordergrund, so wurden aus dem Horaz „10–12 Oden“ auswendig gelernt und aus Homer diverse „charakteristische Stellen“. Für das 1. Abiturfach Deutsch standen 3 Wochenstunden zur Verfügung. Laut Lehrplan sollten sich die angehenden Abiturienten regelmäßig mit „Aufsätzen und Disponirübungen“ befassen: „Im Sommer Lectüre von Shakespeares Coriolan und von Lessings Laokoon; die Romantiker und die Dichter der Freiheitskriege. Im Winter Lectüre von Shakespeares Julius Caesar; die deutschen Dichter von Opitz

23 Oberpräsidium Brandenburg an Landrat Stülpnagel/ Belzig, 27. 2. 1871; BLHA, Rep.1 Nr. 46.

24 Einladung der Ritter-Akademie zu Brandenburg zur Feier des Allerhöchsten Geburtstags (22. 3. 1869), XIII, S. 3. Ibid., XII (1868), S. 42.

bis Klopstock. Außerdem im Winter die Grundbegriffe der Logik.“ Für das 3. Abiturfach Mathematik wurden 4 Wochenstunden angesetzt; im Sommer stand „Neuere Geometrie“, im Winter „die Stereometrie“ auf dem Programm. Im Physikunterricht (2 Stunden) behandelte man die „Mechanik“ und (1873/74) „die Lehre von der Electricität und dem Magnetismus“. Das vom Direktor Ernst Köpke unterrichtete dreistündige Fach „Geschichte und Geographie“, das wie Religion, Griechisch, Französisch, Hebräisch und Physik kein Abiturfach war, lief auf ein Repetitorium der Geschichte hinaus: „Repetition der alten Geschichte. Von der Völkerwanderung bis 1300. Allgemeine Weltgeschichte von 1618 bis in die neue Zeit.“²⁵

Mitten in Loebells Gymnasialzeit fiel die deutsche Einigung nach dem Deutsch-Französischen Krieg und – aus Schülersicht mindestens genauso wichtig – der 1868 begonnene und Ende 1870 beendete Erweiterungsbau der Ritterakademie, der Ostern 1871 feierlich eingeweiht wurde. In einem auf dem Domhof errichteten Neubau entstanden acht neue Klassenräume sowie ein geräumiges Lehrerzimmer. Im Dachgeschoss wurden sieben „mit Rücksicht auf den Zweck ausgebaute Krankenzimmer“ eingerichtet. Die sechs früheren Klassenzimmer im Altbau wurden nun zu Wohn- und Schlafräumen für die Internatsschüler umgewandelt. Damit erreichte man auch räumlich „eine vollständige Scheidung“ zwischen Alumnen und Hospiten, die vorher nicht gegeben war. Das eigentliche Prunkstück des Neubaus war die Aula „als der Centralisationspunkt der ganzen Anstalt“. Hier sollten die „Schüler unter Führung ihrer Lehrer insofern in die Öffentlichkeit treten, als sie den Eltern und Angehörigen Rechenschaft von ihrem Wissen abzulegen haben“; hier war auch der Ort für die Feier des königlichen Geburtstages und für die „alljährlich abzuhaltende Ballvergnügung“. In dem Fries zwischen den oberen Spitzbogenfenstern und den rechteckigen unteren Fenstern waren die Wappen derjenigen Familien angebracht, „deren Mitglieder Zöglinge der Anstalt waren“. Unter dem Fries befanden sich „in großen Medaillons das Wappen des Burggrafen von Nürnberg, das der Hohenzollern, sowie der Kurmärkische und der Preußische Adler“. Oberhalb der drei Türen, die in den Korridor führten, boten vertiefte Mauernischen Raum für Inschriften, die die Erinnerung an „hervorragende Schüler der Academie sichern“ helfen sollten. In den ersten beiden Nischen wurde des „Heldentods“ zweier ehemaliger Zöglinge im Deutsch-Französischen Krieg gedacht: (1) „Günther Friedrich August Graf von Itzenplitz, geb. zu Berlin, den 16. März 1851, Zögling der Ritter-Akademie seit Michaelis 1868, entlassen zur Universität den 25. Juli 1870, starb den Tod für König und Vaterland bei Mars la Tour den 16. August 1870“, (2) „Stanislaus Julius Georg Ulrich Reichsgraf von Schwerin-Wolfshagen, geboren zu Mildenitz, den 8. November 1852, Zögling der Ritter-Akademie seit Joh. 1866, entlassen zur Universität den 6. August 1870, wurde zum Tode verwundet bei Artenay am 3. December und starb daselbst für König und Vaterland den 5. Dezember 1870“.²⁶ In dieser ehrwürdigen Aula sollte im November 1931 auch die Trauerfeier anlässlich des Todes von Loebell stattfinden.

Loebell erlebte den Krieausbruch als vierzehnjähriger Sekundaner auf dem Wohnsitz seiner Eltern in Lehnin, wo er in den Julitagen 1870 die Ferien verbrachte. Seine ganze Familie

25 Einladung der Ritter-Akademie zu Brandenburg zur Feier des Allerhöchsten Geburtstags (22. 3. 1874), XVIII, S. 37.

26 Ritter-Akademie zu Brandenburg: Bericht über das Schuljahr von Ostern 1870 bis Ostern 1871, XV (Brandenburg 1871), S. 16–23.

sei von dem Kriegsausbruch vollkommen überrascht worden, berichtet er in seinen Erinnerungen. Umso dankbarer habe man „das große Wunder der ersten einheitlich deutschen Begeisterung“ empfunden. „Kriege waren wir damals gewohnt, und es war nicht das Neue, das oft nach langen Friedensperioden den Ausbruch von Kriegen zu einer Art Sensation macht, sondern es war das Erwachen des leider bei uns so seltenen Nationalgefühls, allgemeiner Begeisterung und des Stolzes, geboren aus ehrlicher Überzeugung aller, dass es um eine gerechte und große Sache, um die Sache ganz Deutschlands ging, das durch den Übermut der Franzosen in der Person des Königs von Preußen beleidigt war und gedemütigt werden sollte.“²⁷ Die Freude über die großen Siege der verbündeten deutschen Armeen wurde in der Familie Loebell bald getrübt durch ungünstige Nachrichten von den Schlachtfeldern. Am gleichen Tag, an dem Loebells ältester Bruder Arthur bei St. Privat schwer verwundet wurde, fiel sein Bruder Egon in seinem ersten Gefecht als Avantagieur bei Gravelotte. Zwar konnten sein Vater und Arthur, beide ausgezeichnet mit dem Eisernen Kreuz, nach Kriegsende in ihre Heimat zurückkehren, doch wurde das Familienleben noch lange von dem frühen Tod Egons überschattet. Auch auf der Ritterakademie waren die Folgen des Kriegsausbruchs nicht zu übersehen: „Unsere Schulbänke in Brandenburg hatten sich stark gelichtet. Alle Zöglinge und Schüler, soweit sie das vorgeschriebene Alter nur irgend erreicht hatten, waren sofort zu den Fahnen geeilt und zogen als Kriegsfreiwillige und Avantageure mit heller Begeisterung in den Krieg, indessen wir Jüngere traurig weiter die Schulbank drücken mussten.“ In der Stadt Brandenburg habe man damals wenig vom Krieg gemerkt. Das Leben sei dort „sehr bald seinen gewohnten Gang“ weitergegangen, „nur unterbrochen von der Begeisterung und dem Jubel über die schnellen und großen Erfolge unserer Armee. Wie stolz und erregt wir waren, als wir die ersten französischen Uniformen zu sehen bekamen! Es waren französische Offiziere, die zahlreich in Brandenburg interniert wurden. Sie konnten sich vollkommen frei bewegen und fühlten sich sichtlich wohl. Wir trafen häufig mit ihnen in Cafés zusammen und unterhielten uns freundlich.“²⁸

Der mit dem Geburtstag Seiner Majestät des Kaisers und Königs zusammenfallende Einweihungstag des Erweiterungsbaus (22. März 1871) stand natürlich ganz im Zeichen der jüngsten militärischen Siege über Frankreich und der gerade errungenen deutschen Einheit. Nach einem einleitenden mehrstimmigen Choral trugen Schüler der verschiedenen Klassenstufen „Declamationsstücke“ vor. Der Primaner Günther Graf Finckenstein befasste sich in französischer Sprache mit dem Thema: „Sur la gloire des armées prussiennes“; anschließend hielt der Primaner Otto Mente in lateinischer Sprache einen Vortrag über Ciceros Wort, wonach der Krieg nur mit dem Blick auf einen sicheren Frieden geführt werden dürfe.²⁹ Der mehr als einstündige Festvortrag „über die nationale Aufgabe des Gymnasiums“ wurde von Loebells Deutsch- und Mathematiklehrer Johannes Mueller gehalten, der für sein eifriges Bemühen bekannt war, „Gottesfurcht und Zucht in der Anstalt aufrecht zu erhalten“.³⁰ In

27 Winzen, Loebell-Erinnerungen, 21.

28 Ibid., 22 f.

29 „Bellum ita suscipiatur ut nihil aliud nisi pax quaesita videatur“ (Ritter-Akademie zu Brandenburg: Bericht über das Schuljahr von Ostern 1870 bis Ostern 1871, XV, Brandenburg 1871, S. 27).

30 Bericht über das Schuljahr 1887/88, III. Chronik, S. 14; Domstiftsarchiv Brandenburg/Havel, Ritterakademie Brandenburg, BR 173/443.